

# Osnabrücker Jahrbuch Frieden und Wissenschaft V/1998

■ OSNABRÜCKER FRIEDENSGESPRÄCHE 1997

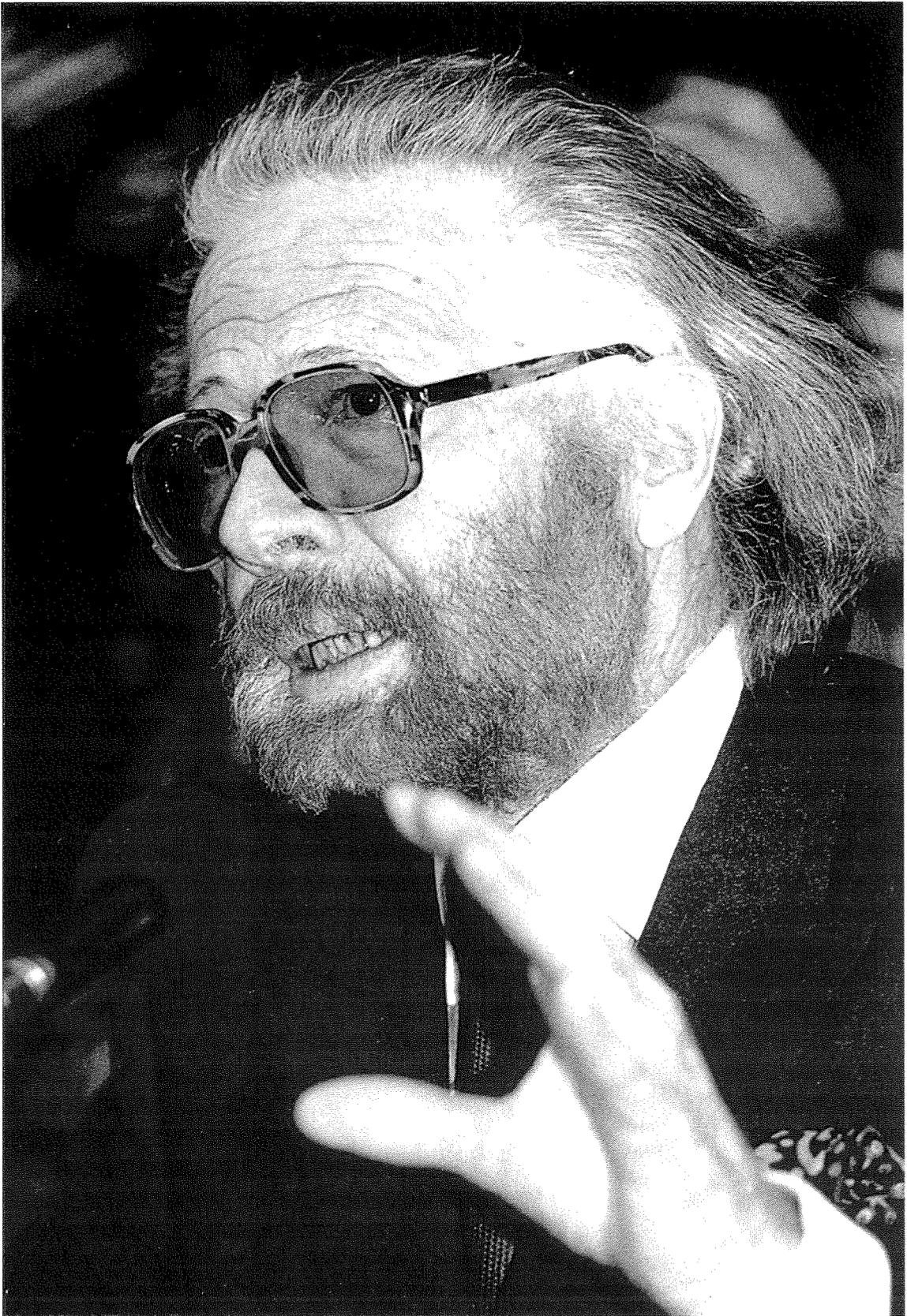
■ MUSICA PRO PACE 1997

■ BEITRÄGE ZUM SCHWERPUNKTTHEMA:

350 JAHRE WESTFÄLISCHER FRIEDEN –

KRIEGS- UND MENSCHENRECHTSKONVENTIONEN AUF DEM  
PRÜFSTAND

Herausgegeben vom Oberbürgermeister der  
Stadt Osnabrück und dem Präsidenten der  
Universität Osnabrück



Fritz J. Raddatz

Fritz J. Raddatz, Hamburg

## Sechzig Jahre nach Guernica – Frieden durch Literatur?

Vortrag im Rathaus der Stadt am 24. April 1997

Mein Thema ist eigentlich, so hochmütig es klingt, eine Paraphrase des berühmten Heinrich Mann-Essays *Geist und Macht*; ich nenne es ›Gewalt und Macht‹. Es gilt herauszufinden, ob es denn so ist, daß der Intellektuelle – um es nicht auf den Schriftsteller einzugrenzen – in der Lage ist, gesellschaftliche Verkru- stungen, Gefährdungen oder Attacken auf das humanitäre Prinzip zumindest sehr genau zu benennen, wenn nicht sogar wirkungsvoll dagegen kämpfend anzutreten.

Gelingt es, mehr als nur zu benennen? Ist der Autor Zeitzeuge? Oder kann er in bestimmten Situationen eingreifen? Für viele ähnliche historische Situatio- nen wäre dieses zu prüfen; aus Anlaß des 60. Jahrestages der Zerstörung Guer- nicas wende ich mich mit diesen Fragestellungen dem Spanischen Bürgerkrieg zu, dem Krieg, der im Sommer 1936 in Europa begonnen hatte, dem Krieg, der erst 1939 mit dem Fall von Madrid endete – kurz bevor der ganz große Krieg begann.

Der Spanische Bürgerkrieg ist von so vielen intellektuellen Augenzeugen beschrieben worden wie keiner zuvor und kaum einer danach. Wenn er für Nazideutschland eine Art Freilicht-Labor zum Erproben der Waffen war, so war er für eine bunt zusammengesetzte Gruppe von Schriftstellern aus aller Welt ein Ausprobieren von internationaler Solidarität – ungeachtet ideologi- scher Differenzen und politischer Überzeugungen, die sehr weitgehend diffe- rierten. In den berühmten Internationalen Brigaden kämpften – die meisten von ihnen waren auf Schleichwegen ins Land geschmuggelt worden – der Katholik Georges Bernanos wie der Kommunist Alfred Kantorowicz oder der spätere emphatische Ex-Kommunist Arthur Koestler; oder der spätere Kulturminister der französischen Republik, jetzt ins Pariser Pantheon überführte André Mal- raux. Er traf in Spanien auf den späteren stellvertretenden Außenminister der kommunistischen Tschechoslowakei, Arthur London, der 1949 Opfer des Slanski-Prozesses in der Tschechoslowakei wurde. Sein Schicksal hat Costa- Gavras in seinem Film *Der Blinde* verarbeitet.

Clement Attlee, der nachmalige britische Premier, gab dem Bataillon der bri- tischen Freiwilligen seinen Namen, und Nehru reiste in das bombardierte Bar- celona, das er in seinen Memoiren so beschrieb:

»Allnächtlich sah ich die Bomben fallen und die Bevölkerung mit Tod und Zerstörung überschütten. Ich sah die hungernden Scharen in den Straßen, die Not der Flüchtlinge. Ich besuchte die Soldaten an der Front und die tapferen jungen Männer in der Internationalen Brigade. So viele von ihnen ruhen in spanischer Erde.«<sup>1</sup>

Die einen kämpften mit der Waffe in der Hand – der Berliner Kommunist Erich Weinert wie der klassische Antikommunist George Orwell aus England, der bald schwer verwundet wurde. Andere, berühmtere, liehen diesem ersten antifaschistischen Waffengang ihr Wort. Schon im ersten Kriegsjahr schrie Thomas Mann förmlich auf:

»In Spanien wütet das Interesse. Es wütet mit einer Schamlosigkeit, wie die Welt sie selten gesehen. Tatsächlich gehört, was sich dort seit vielen Monaten abspielt, zum Schändlichsten und Skandalösesten, was die Geschichte aufzuweisen hat. [...] Hat man denn kein Herz? Keinen Verstand? Will man sich durch das Interesse, das immer an die schlechtesten Instinkte, wenn auch unter Namen verlogenen Wohlanstandes wie Kultur, Gott, Ordnung, Vaterland appelliert, widerstandslos um den letzten Rest seines freien menschlichen Urteils bringen lassen? Ein niedergehaltenes, im überlebtesten, rückständigsten Stile ausgebeutetes Volk trachtet nach einem helleren, menschenwürdigeren Dasein, nach einer sozialen Ordnung, mit der es besser als bisher vor dem Angesicht der Gesittung zu bestehen gedenkt. [...] Was geschieht? Eine Generals-Emeute, Im Dienst der alten Ausbeuter- und Unterdrückungsmächte unternommen und übrigens mit dem spekulierenden Ausland abgekartet, flammt auf und mißlingt, ist schon so gut wie niedergeschlagen, wird aber von den fremden, freiheitsfeindlichen Regierungen, gegen das Versprechen ökonomischer und strategischer Vorteile für den Fall des Sieges des Insurgenten, unterstützt, mit Geld, Menschen und Kriegsmaterial genährt und hingefristet, so daß des Blutvergießens, der trostlosen, verbissenen, auf beiden Seiten immer schonungslosere Grausamkeit zeugenden Selbstzerfleischung des Landes kein Ende ist.«<sup>2</sup>

Mir scheint: ein besonders eindringliches Zeugnis intellektueller Intervention von einem bürgerlichen Schriftsteller, nämlich Thomas Mann. Die Liste der Zeugen und Zeugnisse bildet eine kleine Akademie des Geistes; von Miguel de Unamuno über Theodore Dreiser, Romain Rolland, Gustav Regler, Stephen Spender zu dem damals wohl berühmtesten, zu Ernest Hemingway, der kein Kombattant war, sondern als Zeitungskorrespondent in Madrid lebte; um ihn rankten sich zahllose Legenden: seine Trinkgelage, seine anfangs komfortablen Hotelzimmer, wo aber der, der keines hatte, Baden und Telefonieren konnte, sich mit sauberer Wäsche und einem Whiskey versorgen konnte, vielleicht auch Berichte durchtelegraphieren konnte.

Hemingways Sympathien für die spanische Republik sind unbestritten. Sein Roman *Wem die Stunde schlägt* hat mit der Riesenaufgabe in aller Welt und der Verfilmung wesentlich das Bild vom Spanischen Bürgerkrieg geprägt. Allerdings, wenn wir jetzt literarische Kriterien einfügen wollen, so muß man sagen: auch zu einer kinowirksamen *love story* versüßt. Dennoch ist der Roman, dessen fiktive Figuren sich mühelos als historische Gestalten entschlüsseln lassen, eine recht genaue Chronik der Ereignisse.

Nicht nur bei Hemingway, aber auch gerade in seinem Roman gibt es lange Passagen der historischen, der politischen Diskussion: Wir kommen jetzt zu den differenzierten, widerspruchsvollen politischen Strömungen in Spanien: zur *POUM*, den Anarchisten, und ihrer Zusammenarbeit mit den Faschisten; zu den Kommissaren, zum lachenden, weintrinkenden Wohlleben in Barcelona. Aber was ist das alles, was ist die *POUM*, was sind die Anarchisten, was sind die sowjetische Kommissare, wer ist Durruti oder wer ist Hans Beimler? Was meint Alfred Kantorowicz, wenn er sich gegen Jahrzehnte später erhobene Vorwürfe mit den Worten wehrt:

»Er will das nicht gewußt haben«, hat einer der Berufshetzer einmal über eine bezügliche Stelle in meinem *Deutschen Tagebuch* geschrieben. Nein, allerdings! Wenn man zur fraglichen Zeit rund 600 Kilometer entfernt abgeschieden an der Südfront Dienst tat, so konnte man nicht wissen, daß Tausende von Menschen unschuldig in Lagern und Gefängnissen Barcelonas und Albacetes malträtiert oder sogar ermordet wurden.«<sup>3</sup>

Und wovon spricht Walter Janka, wenn er in seinem Lebensbericht die vor Barcelona ankernden Folterschiffe erwähnt? – Der Spanische Bürgerkrieg war mehrere Kriege in einem. Er wurde entfesselt, geschürt und genährt von divergierenden Machtgruppen und Motiven. Das republikanische Spanien wurde bekämpft und zerrüttet von rechts und von links. Links heißt: von den Anarchisten. Der spanische Anarchismus, der – getreu Urvater Bakunin – jede staatliche Ordnung, und eine bürgerliche allemal, *in toto* ablehnte, war in den dreißiger Jahren besonders stark, besonders militant. Während in Andalusien ein machtvoller Großgrundbesitz und ein mit ihm verbündeter katholischer Klerus gemeinsam noch fast mittelalterlich über eine weitgehend analphabetische Landbevölkerung herrschten, war das viel weiter industrialisierte und vom Welthandel der Hafenstadt Barcelona und dem blühenden Tourismus »internationaler« gewordene Katalonien Schauplatz ideologischer Auseinandersetzungen, von Attentaten, Geismorden und fanatisch ausprobierten Gesellschaftsmodellen. George Orwell schildert seine Ankunft in Barcelona 1935:

»Zum erstenmal war ich in einer Stadt, in der die arbeitende Klasse im Sattel saß. Die Arbeiter hatten sich praktisch jedes größeren Gebäudes bemächtigt und es mit roten Fahnen oder der rot-schwarzen Fahne der Anarchisten

behängt. Auf jede Wand hatte man Hammer und Sichel oder die Anfangsbuchstaben der Revolutionsparteien gekritzelt. Fast jede Kirche hatte man ausgeräumt und ihre Bilder verbrannt. Hier und dort zerstörten Arbeitstrupps systematisch die Kirchen. Jeder Laden und jedes Café trugen eine Inschrift, daß sie kollektiviert worden seien. Man hatte sogar die Schuhputzer kollektiviert und ihre Kästen rot und schwarz gestrichen.[...] Unterwürfige, ja auch förmliche Redewendungen waren vorübergehend verschwunden. Niemand sagte ›Señor‹ oder ›Don‹ oder gar ›Usted‹. Man sprach einander mit ›Kamerad‹ und ›du‹ an und sagte ›Salud!‹ statt ›Buenos días‹. [...] Eins meiner allerersten Erlebnisse war eine Strafpredigt, die mir ein Hotelmanager hielt, als ich versuchte, dem Liftboy ein Trinkgeld zu geben. Private Autos gab es nicht mehr, sie waren alle requiriert worden. Sämtliche Straßenbahnen, Taxis und die meisten anderen Transportmittel hatte man rot und schwarz angestrichen. [...] Auf der Rambla, der breiten Hauptstraße der Stadt, in der große Menschenmengen ständig auf und ab strömten, röhren tagsüber und bis spät in die Nacht Lautsprecher revolutionäre Lieder«. <sup>4</sup>

Die *POUM* also, Abkürzung für *Partido Obrero de Unificación Marxista*, ›Arbeiterpartei der Marxistischen Einigung‹, war keineswegs eine straff organisierte kommunistische Kaderpartei, sondern eine sozialromantische Vereinigung mit stark anarchistischen Elementen, in der als Proletarier verkleidete Bürger sich mischten mit Friseuren, die an ihren Salons Schilder angebracht hatten, sie seien nun keine Sklaven mehr, oder jungen Leuten, die auf den Straßen revolutionäre Balladen für ein paar Centimos verkauften und sangen. Die in eine Art Räuberzivil gekleideten *POUM*-Milizen waren hochherzig, freisinnig und später auch sehr tapfer. Aber sie lehnten jede Disziplin ab. Wenn einem Milizionär ein Befehl nicht paßte, trat er aus dem Glied aus und diskutierte mit dem Offizier, der wiederum, wurde er von einem Bauernburschen versehentlich mit ›Señor‹ tituliert, sich dies verbat. Statt der Bedienung der wenigen verfügbaren Maschinengewehre übte man ›Rechtsum‹ und ›Linksum‹ und raste lieber auf requirierten Lastwagen mit Lautsprechern und schwarzen Fahnen umher, als sich ernsthaft auf den Kampf vorzubereiten – sie sollten es bereuen müssen. Noch einmal Orwell, der sich erinnert:

»[...] man zeigte diesem Haufen eifriger Kinder, die in wenigen Tagen an die Front geworfen werden sollten, nicht einmal, wie man ein Gewehr abfeuert oder den Sicherungsstift aus einer Handgranate herauszieht. [...] Es stellte sich heraus, daß in meiner gesamten Abteilung niemand außer mir auch nur wußte, wie man ein Gewehr überhaupt lädt, geschweige denn, wie man damit zielt«. <sup>5</sup>

Es war neben allem blutigen Ernst auch eine *drôle de guerre*, und zwar lange vor dem Bürgerkrieg, in dem sich schließlich acht oder mehr verschiedene Par-

teien bekämpften, statt miteinander die Francotruppen. Die *PSUC (Partido Socialista Unificado de Cataluña)* war die ›Sozialistische Partei Kataloniens‹. Tatsächlich war sie streng kommunistisch; sie war Teil der ›Dritten Internationale‹. Ihre Mitglieder rekrutierten sich aus Bauern, Arbeitern, Ladenbesitzern und auch Beamten. Die Parteilinie hieß: antifaschistischer Kampf? Ja, aber keine soziale Revolution! Parlamentarische Demokratie, aber keine Diktatur des Proletariats! Denn das folge bereits der Devise Stalins vom ›Aufbau des Sozialismus in einem Land‹, eine der komplizierten ideologischen Thesen des sowjetischen Kommunismus unter Stalin, die im Gegensatz zur Idee der ›Weltrevolution‹ des Leo Trotzki stand.

Für die *POUM*, eine anti-stalinistische, sehr kleine Linkspartei, war dies Verrat, weil ›Demokratie‹ für sie nur ein anderes Wort für Kapitalismus war. Man wollte nicht im Namen dieser ›Bourgeois-Demokratie‹ gegen den Faschismus kämpfen, nicht im Namen einer Form des Kapitalismus gegen eine zweite, den Faschismus, antreten. Die halbbürgerliche, d.h. die republikanische, Regierung, die es eigentlich zu verteidigen galt, bestand für sie aus ›Verrätern‹, Krieg und Revolution waren für sie eins.

Die *POUM* unterlag zwei wichtigen Einflüssen der politischen Programmatik der dritten politischen Kraft, der *CNT-FAI*, und im Affekt des Handelns der überragenden Gestalt eben von Buenaventura Durruti. Diese *CNT (Confederación Nacional de Trabajo)* war der mit ca. 2. Millionen Mitgliedern mächtige Gewerkschaftsverband, der durch sein Bündnis mit der *Federacion Anarchista* für anarchistische Denkmodelle weit offen war. Durruti war der legendäre Anführer der Anarchisten, dessen Leben Ilja Ehrenburg schon 1931 einen Abenteuerroman nannte. Er beschrieb ihn so:

»Dieser Metallarbeiter hatte von früher Jugend an für die Revolution gekämpft. Er war auf Barrikaden gestiegen, hatte Banken überfallen, Bomben geworfen, Richter entführt. Er war dreimal zum Tod verurteilt worden: in Spanien, in Chile und in Argentinien. Er war durch unzählige Gefängnisse gewandert und aus acht Ländern ausgewiesen worden.«<sup>6</sup>

Dieser Mann – wie er sich, als er 1926 in Paris ein Attentat auf den zu Besuch weilenden König plante, ebensogut in geliehenen Luxus-Automobilen und fashionablen Tennisclubs zu bewegen wußte oder in den ersten Tagen der Revolution alle Kirchen der Stadt Lérida in Brand stecken ließ – war eine ganz ungewöhnliche, geradezu romanhafte Erscheinung. Zeitgenossen schildern ihn als bescheiden, aber ohne intellektuellen Horizont, mehr Agitator, guter Redner; ein Truppenführer mit Vernunft – wenngleich kein Feldherr, denn eine Truppe, die alsbald berühmte ›Kolonnen Durruti‹ hatte er gleich zu Beginn der Kämpfe um sich geschart.

Über den Tod Durrutis gibt es zahlreiche Berichte, auch von Autoren, die in seiner Truppe mitgekämpft haben. Ein Zeitzeuge:

»Er stellte also eine eigene Division auf, die Kolonne Durruti, und zog mit ihr an die Aragón-Front. Ich war dabei, als sie durch die Straßen von Barcelona hinausmarschierten. Es sah ungeheuer aus, ein Wirrwarr von Uniformen, Freiwillige aus allen Erdteilen, die Kleider bunt gewürfelt und zusammengeflickt. Sie hatten fast etwas Hippieartiges, aber es waren Hippies mit Handgranaten und MGs, und sie waren entschlossen, bis zum Tod zu kämpfen.«<sup>7</sup>

Dennoch haben Milizen dieser Couleur halb Aragón erobert und in erbitterten Kämpfen die Faschisten aufgehalten. Das war praktisch die gesamte reguläre Armee Spaniens, wobei die Anekdoten über eine meist pittoreske Kampfführung Bände füllen, von den zwischen zwei Gefechten Weintrauben erntenden Soldaten bis hin zum Aufstellen einer Filmkamera an der Front, um dokumentarische Aufnahmen zu drehen. George Orwell erinnert sich: »Bitte nicht schießen, weil wir filmen wollen«, rief er hinüber, über die Front zum Gegner. Und prompt kam die Antwort: »Nein, aber selbstverständlich nicht«.

In Spanien tobte ein Bürgerkrieg innerhalb des Bürgerkrieges. Die spanische Republik war seit ihrer Gründung 1931 ein bürgerlicher Staat, keineswegs ein Land mit einer ›roten‹ Regierung. Diesem bürgerlichen Lager – Sozialdemokraten und Kommunisten, die, von der Sowjetunion massiv unterstützt, einen rechtsetatistischen, staaterhaltenden Kurs steuerten – standen unversöhnlich die Gruppierungen *CNT* und *POUM* gegenüber. Mit der selben Rigorosität, mit der Nazideutschland die putschenden Faschisten unterstützte, befandete die Sowjetunion mit bald zahlreich nach Spanien entsandten Kommissaren die linksanarchistischen Strömungen. Es gab Mordkommandos der sowjetischen Geheimpolizei *GPU*, die – verdeckt von den Rauchschwaden des Krieges – politisch Mißliebige, wie z. B. Anarchisten, verschwinden ließen, umbrachten.

Die Front in spanischen Freiheitskampf verlief keineswegs eindeutig zwischen dem putschenden General Franco samt seinen deutschen und italienischen Helfern und den aufrechten Republikanern. In Barcelona gab es Kerker für Anhänger der *PUOM*, die als trotzkistisch galt. In Albacete, dem Zentrum des Verwaltungsapparates der Internationalen Brigaden, gab es Folterkeller. Im Hafen von Barcelona ankerte eine Art schwimmendes KZ, ein Schiff, auf dem Verdächtige gefoltert und erschossen wurden. In Madrid nannte man diese Einrichtung passenderweise nach den sowjetischen Vorbild *Tscheka*.

Die Geschichte dieser Jahre hält irrwitzige Parallelen bereit: Kurz bevor er fiel, erfuhr der Kommandeur der 12. Internationalen Brigade, daß der sowjetische General Tuchatschewski in Moskau soeben als Volksfeind zum Tod durch Erschießen verurteilt worden war – eigentlich ein Verbündeter, auf den der in Spanien die Republik verteidigende General bauen wollte. Während die Faschisten kommen, hört er in seinem Schützengraben von dem Stalin'schen Terrorprozeß in Moskau, dem der Genosse zum Opfer fällt.

Aber auch in Spanien zerfleischte sich, gleichsam unter dem Propellergedröhn der deutschen ›Legion Condor‹, die Linke. Erich Wollenberg berichtet,

daß auf Befehl Ulbrichts und des französischen Kommunisten André Marty der deutsche Sozialist Kurt Landau in Barcelona verhaftet und in einem spanischen GPU-Gefängnis zu Tode gefoltert worden sei. Der Spanienkämpfer Walter Janka erinnert sich in seiner Autobiographie:

»Ein Jahr später erfuhr ich, daß in Valencia vom *Servicio de Información Militar* der Internationalen Brigaden ein Gefängnis für Spione, Agenten und Trotzlisten eingerichtet worden war. Es zählte zu den Haftanstalten, wo – mit oder ohne Prozeß – Verdächtige verschwanden. Und der Mann, der mich dort hatte hinschicken wollen, war für eben diesen Geheimdienst in der 11. Brigade zuständig. Er hieß Erich Mielke.«<sup>8</sup>

Dieser Staatssicherheitsdienst *SIM* war von Kommunisten kontrolliert. Im Juni 1937 war der Vorstand der *POUM* verhaftet worden. Einen Monat zuvor war die *FAI* zur illegalen Körperschaft erklärt, war Andrés Nin, einer der anarchistischen Führer, von GPU-Agenten ermordet worden. Das ist ein Dreivierteljahr nach der Ermordung García Lorcas durch die *Esquadra Negra* bei Granada und ein halbes Jahr, bevor Durruti erschossen wurde.

Vom wem wurde nun zum Beispiel Durruti erschossen? Es gibt Zeugenaussagen, Schuldzuweisungen, Verdächtigungen in jeglicher Variante. Fest steht, daß Durruti mit seiner Kolonne aus Katalonien auf das belagerte Madrid marschierte, wo er am 13. November 1936 eintrifft, sehr zum Mißvergnügen nicht nur der Faschisten, sondern vor allem der Kommunisten, wie sich der spätere Lenin-Biograph Louis Fischer erinnert:

»Einige Tage, nachdem ich mich freiwillig gemeldet hatte, ließ André Marty vor den Quartieren der Internationalen Brigaden schwerbewaffnete Wachen aufziehen. Er hatte erfahren, daß Durruti an der Spitze der Kolonne von zehntausend Anarchisten aus Barcelona auf Madrid marschierte, und daß er schon in Albacete angelangt war. [...] Der Kommunist Marty war von einem krankhaften Mißtrauen gegen sie erfüllt.«<sup>9</sup>

In Madrid liegt auch die Internationale Brigade, die der Prawda-Korrespondent Michael Kolzow beschreibt:

»An zwei Abschnitten treffe ich Soldaten der Internationalen Brigade. Sie sind ordentlich gekleidet, neue Joppen, feldgraue Mützen, Wickel- und Ledergamaschen, neue Gewehre, die meisten sind Deutsche und Franzosen. [...] Rein äußerlich gesehen, sind unter ihnen gar nicht so viele Soldaten mit Erfahrung aus dem Weltkrieg, wie erzählt wurde. Diese Leute sind im Durchschnitt fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Jahre alt. Manche unter ihnen gehen mit dem Gewehr recht ungeschickt um, blicken, selbst bei ganz einfachen Störungen, verlegen und verzagt auf das Maschinengewehr.«<sup>10</sup>

Das ist übrigens jener Kolzow, der in Hemigways Roman als ›Karkow‹ eine wichtige Rolle spielte. Und es ist jener Kolzow, der nach eigener Aussage die letzten Worte mit Durruti gewechselt haben will. Der Tod Durrutis, dieses revolutionären Don Quichotes, ist in so vielen Gegensätzen wie Verworrenheiten referiert worden wie sein Leben. Nicht einmal die Zahl der Kämpfer seiner Kolonne ist zuverlässig überliefert. Die meisten Angaben schwanken zwischen 1.000 und 3.000. In einer Atmosphäre, die ein anderer Zeitzeuge so schildert:

»Viele Anarchisten sahen sich plötzlich verfolgt, überflüssig zu sagen, von wem, von den Kommunisten eben. Es war in diesen Nächten gefährlicher, in den Straßen von Madrid eine Mitgliedskarte der CNT-FAI in der Tasche zu tragen, als die einer Partei der extremen Rechten.«<sup>11</sup>

Der eine Chronist des Todes von Durruti weiß genau aus dem Munde des zweiten Mannes der französischen KP, daß die Kommunisten ihn umgebracht haben. Seine Frau erklärt die Schüsse aus dem Fenster eines Hauses im Universitätsviertel als Racheakt. Sein Chauffeur schildert, wie Durruti – unweit am Cuatro-Caminos-Platz, direkt beim Madrider Klinikum – neben seinem Wagen am Nachmittag des 21. November in die Brust geschossen wurde, während eine Expertenkommission nach Untersuchung des Einschußloches Schmauchspuren in Durrutis Hemd feststellt und folgert, der Schuß müsse aus unmittelbarer Nähe abgefeuert worden sein. So geht es gerüchteweise hin und her und zeigt nur, daß die Situation extrem verworren war. Es geht soweit, daß ein weiterer Zeuge sagte, Durruti habe sich versehentlich selber mit seinem Gewehr erschossen.

Der Horror-Zickzack des Terrors im Spanischen Bürgerkrieg verliert sich in Gerüchten und Denunziationen. In vielen Zeugnissen gerade der deutschen Freiwilligen in der Internationalen Brigade – dies fast ausnahmslos Kommunisten – sucht man den Namen Durruti vergebens. Es sind bei den Deutschen sehr oft heroisierende Darstellungen im Takt der berühmten Revolutionslieder von Ernst Busch, der dort an der Front seine Revolutionslieder sang, bisweilen mit Lautsprechern herüberschallend zu den faschistischen Formationen; die Schallplatten gibt es heute noch. Oder der bekannte spätere DDR-Schriftsteller Bodo Uhse, der 1930 in Deutschland von der NSDAP zur KPD übertrat und später ein Offizier der 11. Internationalen Brigade wurde. Eines der bewegendsten Zeugnisse dieser Zeit ist das ›Spanische Kriegstagebuch‹ von Alfred Kantorowicz, das – direkt an der Front und im Kampf geschrieben – selber eine Odyssee wie sein Autor hinter sich hat. Kantorowicz, Berliner *Ullstein*-Journalist, Pariskorrespondent der *Vossischen Zeitung* Ende der zwanziger Jahre, Jude und Kommunist, ging gleich nach dem Reichstagsbrand ins Exil nach Paris, wo er unter anderem mit Willi Münzenberg zusammentraf, dem einflußreichsten Zeitungs- und Zeitschriftenverleger der extremen Linken in der Weimarer Republik, genannt der ›Rote Pressezar‹. Mit ihm erarbeitete Kantorowicz das *Braun-*

*buch* über den Reichstagsbrand, die erste Dokumentation, die bewies, daß der Reichstag nicht von einem wahnsinnigen Holländer oder aus Versehen, sondern von Göring mit ganz bestimmten Zielsetzungen in Brand gesteckt worden war. Nach seiner Teilnahme am Spanischen Bürgerkrieg floh Kantorowicz über Frankreich nach New York und kehrte kurz nach dem Krieg nach Berlin zurück, zunächst in den Westen, später nach Ostberlin. Er gründete eine Zeitschrift *Ost und West* und, nachdem ihm diese Zeitschrift von den SED-Funktionären, die auch die Publikation seines *Spanischen Kriegstagebuches* in der DDR untersagten, zerschlagen wurde, floh er 1946 in die Bundesrepublik. Schon im Dezember 1936 notierte er an der Front von Madrid die scheußlichsten Greuel:

»Heute nachmittag waren wir auf dem Friedhof von Fuencarral, um die fünfzehn Genossen in die Erde zu legen, zwölf Deutsche und drei Engländer, den Stoßtrupp des ›Thälmann-Bataillons, der den Wald von Boadilla gehalten hatte. Das, was von ihnen übrig war, lag nebeneinander in der Leichenhalle. Fast alle waren unkenntlich. Die ›Retter der christlichen Zivilisation‹ [so nannten sich ja die Franco-Leute, F.J.R.] hatten unsere Kameraden tranchiert. Nicht nur die Gesichter waren durch Kolben zertrümmert, durch Messer zerfetzt, die Körper nicht nur durchsiebt von Handgranatensplittern, Bajonett- und Messerstichen – die Herzen hatte man ihnen herausgeschnitten, die Eingeweide ausgeweidet wie bei totem Vieh, die männlichen Gliedmaßen abgehackt [...].«<sup>12</sup>

Doch es finden sich ebenso viele Dokumente über republikanische Morde und Folter durch Anarchisten und wiederum Terror gegen diese in den Kellern der erwähnten *Tscheka*, wo man genauso massakrierte, auch Genitalien abschnitt und Leichen in den Kellern hatte. Bemerkenswert ist es, mit welcher Präzision Hemingway alle diese widerläufigen Elemente von Heroismus, Verrat und falscher Loyalität aufgenommen hat. Bei ihm taucht sowohl der unheilvolle kommunistische Fanatiker, jener erwähnte Generalkriegskommissar André Marty, auf, als auch ein Anarchist, der sich böser Vergehen beschuldigt, und auch jener Kolzow, der bei Hemingway ›Karkow‹ heißt und von dem – wie auch von seiner später in Stalins *Gulag* verschleppten Lebensgefährtin, die junge deutsche Schriftstellerin Maria Osten – auch Kantorowicz berichtet.

Für diese Menschen – die Faschisten vor sich, Hitlers Bomber über sich und Stalins Mordmaschine im Rücken – waren die Jahre in Spanien eine kaum zu ertragende Zerreißprobe. Fast glaubt man es nicht, wenn der noch weitere 20 Jahre seiner Partei dienende Kantorowicz 1937 in Valencia zu Papier bringt:

»In Valencia war es schwieriger, sich den Fragen, die die Moskauer Prozesse aufrührten, mit gutem Gewissen zu entziehen. [...] ich [erfuhr], wiewenig je nach Parteiung gefärbt, Einzelheiten über den ›zweiten Trotzki-Prozeß‹,

die ich moralisch nicht verdauen konnte. Das hemmungslose Geschimpf, Gekeif der kommunistischen Presse, von unserer deutschen ›Volkszeitung‹ zur ›Humanité‹ und dem ›Daily Worker‹ widerte mich an; mehr noch: erweckte Mitgefühl mit den derart durch Dreck und Kot geschleiften Angeklagten, die ja kurz zuvor noch als verehrungswürdige Gestalten der Parteigeschichte geachtet wurden.«<sup>13</sup>

Während die Kommunisten dort kämpfen, finden in Moskau Prozesse stand, in denen Stalin seine eigenen Leute umbringt, die gesamte alte Leninsche Führungsschicht ausrottet und fast die gesamte Generalität der Roten Armee, weswegen die Rote Armee beim Überfall der Nazis auf die Sowjetunion zunächst hilflos war. Das Ineinander, Gegeneinander, die schier unfassliche Gleichzeitigkeit von verbrecherischer Staatsdoktrin, militärischer Barbarei, ideologischen Grabenkämpfen und individuellem Anstand läßt sich am ehesten in einer Art literarischer, filmischer Montagetechnik darbieten – Schnitt gegen Schnitt gesetzt, Collage gegen Collage, Stimme gegen Stimme, Überblendung gegen Bild.

Im Oktober 1936 – García Lorca ist seit acht Wochen tot, Durruti hat noch einen Monat zu leben – wird in Salamanca der spanische Nationalfeiertag, das Fest der Entdeckung Amerikas, begangen. Rektor der Universität ist der 72jährige hochberühmte Philosoph Miguel de Unamuno, ein Baske. Vor einem Baldachin mit dem Bild Francos – die Gattin des Caudillo sitzt im Publikum – spricht der General Millan Astray eine orgiastisch-wilde Hymne in der Tonart ›Lang lebe der Tod‹: auf Franco gemünzt, auf seine mordenden Marokkaner – ein Teil von Francos Truppen, der besonders brutal gegen die Republikaner vorgeht, gegen die Republik, gegen Sozialismus und Demokratie. Bleich in seiner Verachtung und ohne Schonung für diesen Kriegsmann, der ein Auge und einen Arm verloren hat, tritt der konservative Philosoph Unamuno ans Pult. Seine Worte sind die schneidendste intellektuelle Abfuhr, die den Faschisten bislang widerfuhr. Noch dazu von einem, der den Putsch ursprünglich begrüßt hatte. Dieser alte Mann mit weißem Haar steht an dem Pult der Universität, die er repräsentiert, und sagt:

»General Millán Astray ist ein Krüppel. Ich sage dies ohne den leisesten Unterton. Er ist ein Kriegsinvalid. So auch Cervantes. Aber Extreme ergeben nicht die Regel: sie entziehen sich ihr vielmehr. Unglücklicherweise gibt es heute viel zu viele Krüppel in Spanien. Und bald es werden noch mehr sein, wenn Gott uns nicht hilft. Es schmerzt mich, wenn ich mir vorstelle, daß General Millán Astray beispielgebend für die Massenpsychologie werden könnte. Das wäre erschreckend. Ein Krüppel, dem es der geistigen Größe Cervantes' ermangelt [...], ein Krüppel, sage ich, dem es an jener Würde des Geistes ermangelt, sucht eine fragwürdige Erleichterung in der Verkrüppelung seiner Umwelt. [...]

Dies ist ein Tempel des Verstandes. Und ich bin sein Hoherpriester. Sie aber sind es, die ihn entheiligt haben. Ich war immer, was das Sprichwort auch sagen mag, ein Prophet in meinem eigenen Lande. Sie werden gewinnen, aber Sie werden nicht siegen. Sie werden gewinnen, weil Sie die nackte Gewalt besitzen, aber Sie werden nicht siegen, denn um zu siegen, muß man überzeugen. Und um zu überzeugen, müßten sie besitzen, was ihnen fehlt – Verstand und Recht zu diesem Kampf. Ich erachte es als sinnlos, Sie zu ermahnen, an Spanien zu denken. Ich habe nichts mehr zu sagen.«<sup>14</sup>

Das waren die letzten Worte des Rektors dieser Universität; wohlgemerkt, es ist ein Baske, der diese Rede hält. Und es ist wohl nicht pure Spekulation, wenn man vermutet, daß wenige Monate später diese Reaktion des würdigen alten Philosophen noch schärfer ausgefallen wäre. Am 26. April 1937, einem Markttag, verwüsten deutsche Bomber den kleinen Marktflecken Guernica, das Nationalheiligtum der Basken. Es gibt einige wenige Augenzeugen, die das Inferno beschrieben haben, das die in mehreren Wellen von morgens 7 Uhr an heranfliegenden Heinkelbomber und ihre deutschen Piloten anrichteten. Der Flammenschein war noch in Lequeitio, 22 Kilometer entfernt, zu sehen. Die deutschen Stukas hatten an einem unbewaffneten Städtchen und an unbeteiligten Zivilisten geprobt, was sie über Warschau und Coventry exekutieren sollten.

Doch in Spanien fand auch die schauerliche Generalprobe für das statt, wofür wenig später der Tod in Massenregie aufspielte: Der Mord in Gefängnissen. Arthur Koestler hat in seinem Dokumentarbuch *Ein spanisches Testament* (1938) beredt Zeugnis gegeben von dem Gemetzel, frei nach den Ausspruch des Generals de Leandro: »Die Marxisten sind reißende Tiere, sie verdienen abgestochen zu werden wie Schweine«.

Der brillante Journalist Arthur Koestler hatte bereits 1937 in Paris sein Schwarzbuch über Spanien – *Menschenopfer unerhört* war der Titel – veröffentlicht, als die liberale Zeitung *News Chronicle* ihn im Januar desselben Jahres wieder nach Spanien schickte – diesmal nicht nach Madrid, sondern via Toulouse und Barcelona, wo es kein Brot, keine Milch, kein Fleisch mehr gab, nach Malaga, das jetzt im Brennpunkt der Ereignisse stand. Doch die frohgemute Anarchie, mit der die Soldaten, an deren Verpflegung man nicht gedacht hatte, zwischen den Kämpfen die Weinberge plünderten oder mit der die Kolonne Durruti sich weigerte, Spaten mit an die Front zu nehmen, um sich einzugraben, weil wie sie sagten: Wir gehen um zu kämpfen und zu sterben, aber nicht um zu arbeiten – diese fröhliche Anarchie konnte die Stadt vor dem Ansturm bestens ausgerüsteter italienischer Panzertruppen nicht lange halten. Anfangs registriert Koestler noch mit entsetztem Verwundern den orientalischen Fatalismus, mit dem man ihm erklärt, warum die seit 5 Monaten zerstörte, wichtigste Brücke, die Malaga mit dem Hinterland und damit für jeglichen Nachschub verband, nicht repariert wurde:

»Er blickte uns aus seinen übernachtigten Augen an und sagte: Ihr Ausländer seid immer gleich so nervös, es kann sein, daß wir Malaga verlieren, es kann auch sein, daß wir Madrid und halb Katalonien verlieren. Aber am Ende werden wir trotzdem gewinnen.«

Doch dann schildert Koestler mit der Akribie des Reporters die sterbende Stadt:

»Der erste Eindruck: eine Stadt nach einem Erdbeben. Finsternis; ganze Straßenzüge in Trümmern; die heil gebliebenen Straßen menschenleer [...] und jener gewisse Geruch in der Luft, den wir alle aus Madrid kennen: feiner Kalkstaub, vermischt mit Branddunst und – oder ist es Einbildung? – der widerliche Gestank verbrannten Fleisches. [...]

Madrid nach den großen November-Bombardements war ein Kuraufenthalt im Vergleich mit dieser sterbenden Stadt.«<sup>15</sup>

Von der Dachterrasse eines Landsmannes aus beobachtet Koestler voller Wut die in der Bucht operierenden Kreuzer der Rebellen, die die Stadt bombardieren, und fragt sich: »Wo sind denn unsere Kriegsschiffe, die Kriegsschiffe der Republik?« Die Kriegsschiffe der Republik kamen nicht, die Waffen der Republik kamen nicht, die Flugzeuge der Republik kamen nicht. Die Stadt wurde von ihren Führern verraten, verlassen und ans Messer geliefert. Am Morgen, nachdem die wohlgenährten, vom Stahlhelm bis zu den Wickelgamaschen exzellent ausgerüsteten italienischen Truppen in endlosen Lastwagenkolonnen vom Gebirge herabgeströmt waren, wurde Koestler verhaftet. Er galt nach der Pariser Veröffentlichung seines Buches als Feind Nr. 1. Franco persönlich hatte die Festnahme des englischen Schriftstellers angeordnet, kurz darauf sogar sein Todesurteil unterschrieben. Es begann eine monatelange Odyssee durch die Todeszellen und Folterkeller in Malaga und Sevilla – jene Tortur zwischen gelegentlichem jovialen Anbieten von Zigaretten, sonst aber unmenschlichen Arrestbedingungen, ohne Essen, Schreibverbot, kein Kontakt mit der Außenwelt, auch nicht zur englischen Botschaft, keine Decke, keine Matratze. Dies sind Schilderungen wie Vorausberichte dessen, was später aus deutschen KZs und von Gestapo-Häftlingen bekannt wird. Arthur Koestlers Tagebuch, das er nach seiner Freilassung, die internationale Proteste und eine Interpellation der britischen Regierung erzwungen hatten, in London veröffentlichte, ist ein Alphabet des Schreckens. In der ersten Woche seiner Einlieferung waren im Hof des Gefängnisses bereits 37 Menschen erschossen worden. Innerhalb der nächsten 5 Tage 47. Allein in der Nacht vom 13. auf den 14. April zur Feier der Republik 17. Es gab keine Verhöre, keine Richter, keine Prozesse. Es gab, wenn einer Glück hatte, zuvor eine Zigarette und dabei den Pfaffen. Der siegreiche Faschismus raste.

Genau zu der selben Zeit trifft Hemingway in Spanien ein. Er hatte zu Beginn des Jahres 1937 in den USA 40.000 Dollar gesammelt und Ambulanz-

wagen und Sanitätsbedarf für die republikanische Regierung gekauft. Am 27. Februar schiffte er sich auf der *Paris* nach Europa ein – an Bord amerikanische Freiwillige, die zu den Internationalen Brigaden stoßen wollen. In Alicante wird er jubelnd von Truppen begrüßt, die eben einen Sieg über italienische Legionäre bei Brihuega errungen hatten.

Der sowjetische Schriftsteller Ilja Ehrenburg, in Spanien für die *Iswestija*, veröffentlicht ein aufsehenerregendes Interview mit einigen der italienischen Gefangenen, die ganz offiziell in der Uniform der italienischen Armee kämpften und zumeist aus Mussolinis Abbessinien-Feldzug abkommandiert waren, bevor sie nach Spanien zwangsrekrutiert wurden. Hemingway traf auch einen anderen Schriftsteller, den deutschen Kommunisten Gustav Regler, der zusammen mit dem französischen Dichter, Surrealisten und Romancier Louis Aragon aus Paris gekommen war. Beide hatten ein Frontkino und eine Front-Druckerpresse aus Frankreich mitgebracht. Nicht alle Schriftsteller waren nur mit dem Gewehr bewaffnet bei den Internationalen Brigaden, es gab solche wie Ernst Busch, der an der Front sang. Es gab Erich Weinert, der über die Front hinüber zu den Faschisten Gedichte rezitierte, Gedichte für die spanische Republik. Das tat er übrigens auch nach seiner Emigration in die Sowjetunion an der deutsch-sowjetischen Front, wo er via Lautsprecher den deutschen Landsleuten, die in die Sowjetunion eingefallen waren, Gedichte über und gegen den Faschismus entgegenrief. Gustav Regler, der als Kommissar bei den Kämpfen um Madrid später schwer verwundet wurde, zeigte Hemingway das *Bataillon Pacciardi*, einen italienischen Verband in den Internationalen Brigaden, der trotz großer Verluste einen wichtigen Frontabschnitt gehalten hatte, was sich später in Hemingways Roman spiegelt, wo er mit dem Mythos der ›feigen Italiener‹ aufzuräumen versucht.

Aber Regler wollte dem berühmten amerikanischen Kollegen auch eine andere und viel wichtigere Information geben: die vom Verrat der sowjetischen Kommunisten. In seinem erstmals 1940 in New York und Toronto unter dem Titel *The Great Crusade* erschienen Roman, deutsch: *Das große Beispiel*, steht das Problem der Moskauer Prozesse im Vordergrund, auf das Hemingway durch den deutschen, dort in Spanien kämpfenden und später gräßlich verwundeten Damals-noch-Kommunisten kennengelernt hat. Alle im Roman verwendeten Informationen verdankt er Gustav Regler, was er in einem noblen Vorwort zu einer englischen Ausgabe eines Buches von Regler erwähnt. Gustav Regler war dann einer der ersten, der sich zweifelnd fragte, für welche Sache er kämpfe, gegen wen er kämpfe, wenn die eigenen Leute ihm in den Rücken fielen. Er war einer der ersten, der diese merkwürdige Mischung aus klarer und unklarer Frontstellung, aus Verrat und In-den-Rücken-Fallen formuliert hat. Es ist dieser Riß, dieser Krieg im Kriege, der das Stigma des Spanischen Bürgerkrieges wurde und den die gesamte Literatur reflektiert.

Da ist dieses grotesk friedliche Bild, das Alfred Kantorowicz, der Offizier im *Tschapaiew-Regiment* war, zeichnet: die Bauern zwei Kilometer hinter der

Front in der Sierra ernten von ihren Feldern und bringen den Soldaten in mond- hellen Nächten ein Bündel Heu für die Maultiere – eine so friedliche Frontstim- mung, wofür ihnen dieser zusammengewürfelte Haufen ein spanisches Volks- lied sang. Da ist auch das Bild der Besiegten: Insgesamt fünfundzwanzig Natio- nalitäten zählten die Internationalen Brigaden, zusammen etwa 10.000 Mann, die gegen die mit hochmodernen Flugzeugen, Panzern und Artillerie ausgerü- steten 100.000 Italiener und 15.000 Mann der deutschen Legion Condor kaum etwas ausrichten konnten. Es war ein Krieg, in dem die Groteske neben den Gemetzel existierte, die militärische Folklore neben dem Schlachten. André Malraux, der auf republikanischer Seite als Kommandeur einer internationa- len Fliegerstaffel teilnahm, schaltet in seinen Roman *Die Hoffnung* immer wie- der solche Sequenzen ein – etwa die Situation, in der sich gefangene Faschisten beschwerten, keine Zigaretten zu haben. Prompt teilen die in diesem Falle sieg- reichen Milizionäre die Zigaretten mit ihnen, denn es sind ja Landsleute. Es gibt Dutzende Beispiele solcher absurder Bilder in der Literatur über und aus dem Spanischen Bürgerkrieg; ein neues Genre – was man in der amerikanischen Lite- raturkritik *faction*, die Mischung aus *fiction* und Fakten nennt – wird hier erst- mals erprobt. Sehr viele Orte, Ereignisse, Bilder – also *facts* – sind in der Lite- ratur verarbeitet worden, dann aber literarisch überhöht worden. Ich bin nicht sicher, ob es stimmt, wenn Malraux in seinem Roman die sehr brillante Szene schildert, wie Flugzeuge der Republikaner – die wenigen, die sie hatten – im Licht getrockneter, brennender Orangen starten, denn es gab keine Schein- werfer. Oder ein wunderbares, geradezu surreales Bild, als Milizionäre plötz- lich mit zartblauen und pistazienfarbenen Damenhüten auftauchen, die sie in einem Putzmacher-Salon der Stadt, die sie verteidigen sollen, gestohlen haben, weil sie nichts anderes hatten, um gegen die tiefstehende, blendende Sonne schießen zu können. Manche solcher teils farbigen, teils komischen und auch tragischen Bilder und Sequenzen in der Literatur sind nicht nur Fakten, sondern wohl auch Fiktion. Aber wenn es nur Reportage wäre, nur Zeitungsbericht wie von Kolzow oder Ehrenburg, so bliebe manches dürrer und weniger ergreifend, wäre weniger mitteilksam oder wichtig geworden.

Die Literatur über den Spanischen Bürgerkrieg – darunter auch so namhafte spanische Schriftsteller wie Antonio Machado oder Rafael Alberti – themati- siert beide historische Dimensionen: sowohl den großen Konflikt, der noch unsere heutige Zeit bestimmt, den innermarxistischen bzw. innersozialistischen Dialog bis hin zur Perversion von Mord, Gewalt und Einsperren, wie auch andererseits die Waffenprobe, eine bewußte Waffenprobe für die deutsche Armee, die auf einem Schlachtfeld, das man sich ausgesucht hatte, testen konnte, wie ihre Flugzeuge, Kanonen und Panzer funktionierten. Sie sollten dann eines Tages, und der Tag war nicht mehr fern, mit eben diesen Flugzeu- gen über Warschau herfallen, und damit beginnt dann der wirkliche, große Krieg. – Die Probe war Spanien.

- 1 Zitiert nach Alfred Kantorowicz: Spanisches Kriegstagebuch. [Zuerst 1938 in London, New York unter dem Titel: Madrid Diary. Deutsche Erstausgabe Köln 1966] Neuausgabe Frankfurt/Main 1982, S. 13.
- 2 Thomas Mann Essays. Band 4: Achtung, Europa! 1933–1938. Hg. von Hermann Kurzke und Stephan Stachorski. Frankfurt/Main 1995, S. 194f.
- 3 Kantorowicz (Anm. 1). Bereits 1964 war vom gleichen Autor erschienen: Deutsches Tagebuch. München
- 4 George Orwell: Mein Katalonien. Frankfurt/Main 1966, S. 25f.
- 5 Ebd., S. 30f.
- 6 Zitiert nach Hans Magnus Enzensberger: Der kurze Sommer der Anarchie. Frankfurt/Main 1972, S. 12.
- 7 Ebd., S. 139.
- 8 Walter Janka: Spuren eines Lebens. Berlin 1991.
- 9 Zitiert nach Enzensberger (Anm. 6), S. 247.
- 10 Zitiert nach Hans Christian Kirsch (Hg.): Der spanische Bürgerkrieg in Augenzeugenberichten. München 1986, S. 195.
- 11 Zitiert nach Enzensberger (Anm. 6), S. 267.
- 12 Kantorowicz (Anm. 1), S. 61.
- 13 Kantorowicz (Anm. 1), S. 115.
- 14 Zitiert nach Kirsch (Anm. 10), S. 147ff.
- 15 Arthur Koestler: Ein spanisches Testament. Zürich (1938). [Neuausgabe 1986]